

Henry Fonda hat unsere Vorstellung von den Helden jener Jahre geprägt. In den „Früchten des Zorns“ spielt er Tom Joad, der nach einer langen Haftstrafe wegen Todschlags zu seiner Familie zurückkehrt. Es sind die Jahre der Wirtschaftskrise, in denen sich der Mittlere Westen in einen „Dust Bowl“ verwandelt hat, in denen die Kornkammer Amerikas zu einer Staubwüste verkommen ist. Der Film hat 1940 in der Regie von John Ford die gleichnamige Erzählung von John Steinbeck einem breiten Publikum in einer überzeugenden Weise vermittelt, die eindringlich und mit klarer Botschaft das Los der einfachen Menschen in den Zeiten der „Great Depression“ der dreißiger Jahre zum Ausdruck bringt. Tom Joad verkörpert dabei den chancenlosen Amerikaner, der sich gegen die Widrigkeiten der Zeit um ein Überleben in Würde bemüht. In seiner Heimat Oklahoma haben die Großgrundbesitzer seine und viele andere Farmerfamilien vertrieben. Die Familien haben den lockenden Versprechungen kalifornischer Anwerber vertraut und sind diesen gefolgt. Als Großfamilie wird das Projekt Auswanderung begonnen. Hunderttausende mobilisieren die letzten Kräfte und Ressourcen, um sich in dem „Golden State“ Kalifornien als Landarbeiter eine neue Zukunft aufzubauen. Doch der Traum zerplatzt und es bleibt nicht nur der Erfolg im neuen Zuhause aus, es zerbricht auch die Familie. Tom Joad scheitert mehr und mehr daran, seine traditionelle Rolle als Familienvater und Ernährer zu erfüllen.

Dieses mit mehreren Oskar preisgekrönte Filmdrama zeigt eine düstere Seite der kalifornischen Geschichte, in der die Einwanderer aus dem Mittleren Westen an der Armut darben, am Heimweh zugrunde gehen und deren Rechte mit Füßen getreten werden. Tom Joad verlässt die Familie, um für die Migrantenrechte zu kämpfen, während die Familie immer aufs Neue Arbeit suchen muss. Ausbeutung, Rechtlosigkeit und Aussichtslosigkeit sind die großen Themen, die dieser Film und die Erzählungen Steinbecks im Allgemeinen aufgreifen. Zugleich wird ein Gefühl vermittelt, dass es zu einem Kampf gegen die Ungerechtigkeit und im Streben für

ein würdiges Überleben keine Alternative gibt. Die politische Botschaft lautet, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, dass dies auch eine patriotisch-amerikanische Haltung ist. Moralisch unfehlbar und als eine Ikone des solidarischen und gerechten Amerikas wurde diese glaubwürdig von Henry Fonda verkörpert, der wie kaum ein anderer von den damaligen Zuschauern deswegen verehrt wurde.

Heute scheint die „Great Depression“, der „Dust Bowl“ und die interne Migration nach Kalifornien aus den Staaten der damaligen Armutsstaaten des weitgefächerten Mittleren Westens mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein. Wer sich über die heutige Sozialgeographie der USA Gedanken macht, wird die Landkarte eher in einen „Sunbelt“ von Städten aufteilen, der sich vom Westen über den Süden, von Seattle über Texas bis nach New York und Boston zieht. Das ist eine Geografie von Orten, an denen eine post-industrielle Dienstleistungsgesellschaft erfolgreich die altindustrielle Landschaft der Vereinigten Staaten abgelöst hat. Diese Landkarte ist fragmentarisch, die Städte sind verinselt und teilweise ökonomisch nicht mehr an die Bundesstaaten angebunden. Das Gegenstück dazu ist heute nicht mehr das arme „Oklahoma“ – dieser Begriff diente umgangssprachlich für die Verallgemeinerung für die verstaubten Ländereien jenseits der Rocky Mountains (von Kalifornien aus gesehen) – sondern ein ebenfalls zerfledderter „Rustbelt“, in dem Städte wie Detroit oder Cleveland wirtschaftlich wie sozial zu den Verlierern des Wirtschaftswandels gehören (vgl. Beauregard, 2003).

Im politischen Diskurs haben die dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts in den USA eine enorme Bedeutung erhalten. Der grundlegenden wirtschaftlichen und damit einhergehenden gesellschaftlichen Krise des Landes wurde damals maßgeblich durch die Ausarbeitung des sogenannten „New Deals“ versucht zu begegnen. In der Präsidentschaft von Franklin D. Roosevelt wurden dabei nicht nur kurzfristige Maßnahmen ergriffen, um der schlimmsten Not Herr zu werden, sondern vollzog sich auch ein politisches Programm, das mit einer Vielzahl von Reformen in der Wirtschafts- und Sozialpolitik nachhaltig eine Vermeidung weiterer Sozialkrisen anstrebte. Hierzu gehörten vor allem eine veränderte Geldpolitik, die Regulierung der Finanzmärkte und die Einführung von Sozialversicherungen. In der Gesamtsicht auf die Roosevelt-Jahre erscheinen diese Reformen als ein kohärentes, programmatisches Politikprojekt und als ein insgesamt arbeiterfreundlicher, sozial sensibler Ansatz (vgl. Brock, 1988). Die Berufung auf diese Zeit und der Politik des „New Deals“ gilt deshalb vielen Menschen in den USA als ein Gegenentwurf zu konservativen und rechten Ansätzen. Die Diskussion über den „New Deal“ dient ihren (im amerikanischen Sinne) liberalen Verteidigern als Argument für mehr sozialstaatliche Verantwortung (vgl. Smith, 2009), während Anhänger von politischen Philosophien, in denen der Staat eher eine zurückgezogene Rolle einnimmt, den „New Deal“ kritisch beäugen und ihn nicht für die Lösung heutiger

Probleme halten. Barack Obama jedoch hat sich immer wieder an den Ansätzen des „New Deals“ in der Finanzmarkt- und Immobilienkrise, bei der Einführung der Gesundheitsreform und seinen Infrastrukturprogrammen orientiert. Dabei hat er sich zwar teilweise explizit darauf bezogen, sich teilweise aber auch deutlich von den Konzepten der 1930er Jahre abgegrenzt. Der „New Deal“ stellt bei seinen Landesleuten keineswegs mehr eine besonders beliebte politische Idee dar und so kann mit Recht gefragt werden, ob Obamas Lesart des „New Deals“ wirklich die richtige ist (Badger, 2012)

Mit den „Früchten des Zorns“ erscheint nach sechs Jahren Roosevelt-Regierung im Jahr 1939 ein Buch, das zu heftigen Kontroversen führte. Es kam zu Anfeindungen des Autors und zu öffentlichen Bücherverbrennungen. Sechs Jahre „New Deal“ schienen einerseits ihre Berechtigung zu haben, denn das Leid der vielen Landarbeiter schrie zum Himmel, aber andererseits schien er auch nicht grundlegend etwas an der allgemeinen Misere geändert zu haben. Buch und Film wurden deshalb in zweifacher Hinsicht kritisch interpretiert: Zum einen wurden sie von denen abgelehnt, die die dargestellte Lebenslage der Einwanderer in Kalifornien für unwahr, übertrieben oder einseitig hielten. Zum anderen stießen sie bei denen auf Ablehnung, die die „Früchte des Zorns“ als ungerechtfertigte Entzauberung des „New Deals“ ansahen, wonach trotz der sozialstaatlichen Maßnahmen die angebliche Fortsetzung des Unrechts behauptet würde.

Die Kontroverse um die Interpretation jener Jahre der Großen Depression und die Erfahrung mit einer Politik, die in einer Weise sozialstaatlich ausgerichtet war, wie sie Amerika bis dahin nicht kannte und auch spätestens seit den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr vorstellbar ist, kann sicherlich als eine Schlüsselfrage für das Verstehen der politischen Kultur der USA verstanden werden. Die Figur des Tom Joad hat seine Strahlkraft behalten, nicht nur in Liedern von Woody Guthrie, Bruce Springsteen oder Rage Against the Machine und anderen, sondern insbesondere für die kleine aber nach wie vor vorhandene radikale Linke. Dies trifft insbesondere für Mike Davis zu. Ausgangspunkt seiner theoretischen Arbeiten und seines intellektuellen Engagements ist deshalb die erneute Interpretation der Geschichte der amerikanischen Arbeiterklasse, der sein erstes Buch „Prisoners of the American Dream“ (1986) mit dem Untertitel „Politics and Economy in the History of the U.S. Working Class“ gewidmet ist. Das Buch enthält zwei Teile, einen historischen und einen aktuellen. Letzterer bezieht sich auf die gesellschaftspolitischen Veränderungen in den Reagan-Jahren und ist auch im gleichen Jahr als sein erstes Buch in Deutschland erschienen („Phönix im Sturzflug“). Mit dieser ersten Monographie ist schon das Grundprinzip der Arbeiten Davis' erkennbar, nämlich immer über eine historische Einordnung zu der Betrachtung eines aktuellen Themas herzuleiten. Diese Arbeitsweise wird hier noch

in zwei getrennten Teilen vollzogen, insbesondere in seinen Artikeln gehen diese beiden Dimensionen später dann verstärkt ineinander über.

Doch für Mike Davis ist die Auseinandersetzung mit den „Früchten des Zorns“ und den damit zusammenhängenden Fragen der gesellschaftlichen Gerechtigkeit in Amerika nicht nur ein intellektueller Ausgangspunkt. Vielmehr ist diese Frage mit seinem Leben biographisch verbunden und vermutlich ist dies der Dreh- und Angelpunkt seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit den Versprechungen des Amerikanischen Traums beziehungsweise mit dessen Nichterfüllung. Es gibt nur wenige originäre Selbstaussagen von Mike Davis über seine Person, und Kritiker werfen ihm hier sogar Widersprüchlichkeit vor. Man wird keinen Lebenslauf auf seiner beruflichen Homepage – eine private gibt es wohl nicht – finden und auch die üblichen Autorenangaben sind fast provozierend kurz gehalten. In seinen eigenen Schriften sind nur sehr spärliche Andeutungen, etwa zu seinem Geburtsort (Fontana, California), zu finden. Einzig ein Vorwort zu einem Buch mit dem Titel „Red Dirt. Growing Up Okie“ erlaubt ein wenig mehr Einsicht in die politische Sozialisation des jungen Mike Davis. Davis hat dieses Vorwort zu der Oklahoma-Ausgabe von „Red Dirt“ im Jahr 2006 geschrieben, nachdem er neun Jahre zuvor es erst ermöglicht hatte, dass diese Autobiografie von Roxanne Dunbar-Ortiz im Verso-Verlag erschienen war.

Davis wuchs als Sohn von Einwanderern aus Ohio in der Hunderttausend-Einwohnerstadt El Cajon östlich von San Diego auf. Dass seine Eltern nicht „direkt“ aus Oklahoma kamen – zwischen beiden Staaten liegen mehr als tausend Kilometer – hat in der Wahrnehmung der kalifornischen Nachbarn wenig Unterschied ausgemacht. Das Label „Okie“ passte auf alle, die irgendwo zwischen hier und Ostküste gebürtig waren. In den fünfziger Jahren war dies der Sammelbegriff für Davis' Schulfreunde, wenn man Eltern aus so unterschiedlichen Gegenden wie Texas, Nebraska oder Louisiana hatte. Später auf der High School war man in der Ansehenshierarchie dann in eine Mittelkategorie aufgestiegen, irgendwo unter den „guten Mexikanern“ aber oberhalb der „SAs“, den „Bad Mexicans“ und den Native Americans. In Davis' „segregated western town“ gab es keine Afro-Amerikaner. Römisch-katholisch erzogen wuchs Mike Davis wohl in einer relativ normalen Familiensituation auf. Wie er an anderen Stellen öfter betont, waren auch seine elterlichen Verhältnisse eher als „einfach“ zu bezeichnen. Aus diesem Grund hat er sich um den Unterhalt für die Familie kümmern müssen und lange Zeit einfache Tätigkeiten nach seiner Schulausbildung verrichtet und unter anderem als Lastwagenfahrer gearbeitet.

Roxanne Dunbar-Ortiz wuchs hingegen tatsächlich im ländlichen Oklahoma als Tochter eines Landlosen und einer halb-indianischen Mutter auf. Ihr Großvater war ein Farmer und Veterinär und vor allem ein Gewerkschafter und Sozialist. Sein

Engagement für die „Industrial Workers of the World“ und sein Gerechtigkeitsstreben sollte die Enkelin zu einem lebenslangen Engagement für soziale Gerechtigkeit inspirieren. Mit 18 zog sie nach San Francisco und begann mit dem Geschichtsstudium, das sie aber Ende der sechziger Jahre für eine längere Periode unterbrach, um zu reisen und sich seitdem bis heute für die Rechte der Indianer einzusetzen. Mit dem Aufbau des Native American Studies-Programms an der California State University at Hayward/San Francisco konnte sie als Historikerin die Lebensgeschichten der Sioux versammeln und in den siebziger Jahren einer Minderheit in den USA eine Stimme geben, die mehr und mehr in Vergessenheit geraten war. Sie versteht ihre Arbeit als Oral History-Forscherin als Kampf um die Definition, was Amerika ist und wer dazu gehört. Geschichte ist für die Interpretation der amerikanischen Identität ihr gemäß die eigentliche Ebene der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung: „I think we are becoming increasingly aware that history itself is an issue, often the issue: Who owns the history of the United States? Do we accept the history of the Latino/Anglo conquerors or the indigenous peoples in the Western Hemisphere? Whose version of history is valid in Palestine/Israel, in Northern Ireland, in Cyprus, in Kashmir, in Afghanistan, in Sri Lanka, and in hundreds of other situations?“, schrieb sie in ihrem Buch „Blood on the border“ (2005), in dem sie die Erinnerungen an den von den USA unterstützten Krieg der Contras gegen das sandinistische Nicaragua aufarbeitete und analysierte.

Davis' Verständnis von Geschichte ist mit diesen Worten gleichsam beschrieben. Für ihn beschreibt „Red Dirt“ die geheime Geschichte der armen Weißen. Diese Autobiografie stellt für ihn den nationalen Mythos in Frage, wonach es in den USA von Generation zu Generation immer nur aufwärts geht. Davis erinnert dieses Buch an den Film von Orson Welles über „The Magnificent Andersons“, der den Fall einer Familiendynastie im Mittleren Westen auf die Leinwand bringen sollte, der aber nach den Spielregeln von Hollywood doch noch mit einem Happy End enden musste, und man deshalb Welles vergrätzte. „Both New Deal liberals and anti-New Deal reactionaries insisted the American history must result in a happy end“, so Davis (2006, a. a. O., x). Der Sinn der Beschäftigung mit Geschichte ist für Davis nicht nur eine Frage des politischen Kampfs über die Definitionshoheit der amerikanischen Identität, er ist auch eine persönliche Notwendigkeit des Selbstverständnisses. Dies schließt natürlich an seine gesellschaftspolitische Intention an, die amerikanische Geschichte vielstimmig aufzuarbeiten, aber sie geht auch darüber hinaus. Davis spricht an dieser Stelle von der Notwendigkeit der Bekämpfung persistenter Vorurteile gegenüber den „Okie other“ durch eine radikale Selbst-Erkennung, die sich aus der erlebten Klassenerfahrung speist. Wie sich eindrucksvoll in der Kindheitsgeschichte von Dunbar-Ortiz nachlesen lässt, stellt sich die Erfahrung der sozialen Benachteiligung als eine hochkomplexe dar, die keines-

wegs eine simple Heroisierung der Arbeiterklasse Vorschub zu leisten mag. Dafür existiert einfach zu viel Rassismus und Sexismus. Die Welt der Okies ist voll von verrückten Dämonen und kulturellem und moralischem Mief. Das Aus ist nicht nur der Ort eines Tom Joad und des sozialistischen Großvaters der kleinen Roxanne, es ist auch die erstickende Welt, in der Oklahoma zu einem „protofaschistischen“ Staat, wie Dunbar-Ortiz es nennt, zu mutieren drohte. Das Oklahoma Steinbecks‘ hat in dieser Weise nie existiert. Vielmehr reproduziert „Früchte des Zorns“ einen Mythos des weißen Amerikaners, der in seiner moralischen Integrität wiederum gegenüber denen überlegen ist, die eben nicht den hohen moralischen Ansprüchen des Helden gerecht werden können. Dunbar-Ortiz‘ Autobiografie zeigt auf, dass es Steinbecks Bild von einem tiefverwurzelten demokratischen vorindustriellen Amerika, das in der Kultur der einfachen Farmer noch zu finden gewesen sei, bevor in den dreißiger Jahren die Wirtschaftskrise ausbrach, so nie gegeben hat. Stattdessen gehört die Vorstellung der überschaubaren lokalen Demokratie, die dieses Landleben angeblich von jeher und bis heute prägt, ins Reich der politischen Legenden (Morgan, 1992). Die Liebe zum Landleben hat es gegeben, aber dieses so erwünschte Paradies nicht. Diese retroperspektiven Verklärungen sind allerdings nicht ungefährlich und sie erklären teilweise wie es gelungen ist, seit den Nixon-Jahren aus Oklahoma wie vielen anderen Staaten, in denen einst die sogenannten Dixie-Demokraten regierten, also jener großgrundbesitzerische aber eher liberale Teil der alten Südstaaten-Elite, durch die Republikaner übernommen wurde. Während Thomas Frank (2005) in seiner vielzitierten Studie über den vergleichbaren Wandel in Kansas betonte, dass diese politischen Verschiebungen auf einer gezielten Uminterpretation des liberalen New Deals basieren und im Ergebnis eine neue Identität für die Gesellschaft, in der nicht mehr die Landwirtschaft, sondern Agrobusiness und Ölindustrie das Sagen haben, anbieten, verweist Dunbar-Ortiz auf die kulturelle Entwurzelung, die für sie der eigentliche Grund für den Rechtsruck darstellt: „What happens to a society that literally loses its roots in the earth?“ (2006, 227).

Mike Davis begann als Fünfzehnjähriger Steinbeck zu lesen und „Bound for Glory“ von Woody Guthrie zu hören. Seine politische Sozialisation gründet sich dementsprechend auf einer einerseits empathischen und imaginativen Teilhabe an der Narration über die „dreckige“ Seite der amerikanischen Gesellschaft und andererseits seiner persönlichen Erfahrung unter prekären Umständen und als Außenseiter aufgewachsen zu sein. Diese doppelte Motivation für sein persönliches und intellektuelles Engagement lässt sich in dieser dualen Struktur bis zu heutigen Arbeiten nachvollziehen. Die Beschäftigung mit der Fiktion und der kulturellen Dimension gesellschaftlichen Wandels ist für Davis‘ Schreiben mindestens genauso wichtig wie seine Bemühungen, gesellschaftlichen Wandel anhand von realen

Ereignissen und empirisch irgendwie einzufangenden Erfahrungen zu thematisieren. Von Beginn an ist dies für ihn kein Selbstzweck, aber auch kein bloßes Projekt. Diese doppelte Kodierung der intellektuellen Sozialisation von Davis ist ein weit offener Blick, der aber zugleich biografisch unhinterfragbar verankert ist: Fiktion und nachspürbare Erfahrung begründen die Gesellschaftskritik.

An dieser Stelle kann nicht unerwähnt bleiben, dass zu diesem Ankerpunkt in der Wahrnehmungswelt von Mike Davis' ein selbstverständliches Verorten in jene Traditionen gehört, die ein linkes Amerika zu beschreiben und auch zu begründen versuchen, die jenseits der Demokratischen Partei anzusiedeln wäre. Seine durchgängige Selbstbeschreibung als Sozialist muss deshalb auch in der Darlegung seiner intellektuellen Position einen vorrangigen Platz einnehmen. Da es keine autobiografischen Aussagen von Davis über seine politischen Aktivitäten gibt und er in Interviews eher kryptische Anmerkungen dazu fallen lässt, kann man andererseits kaum ein intensiveres Verständnis davon entwickeln, welche Bedeutung die schon eher bekenntnishaft Selbstbezeichnung als Sozialist für ihn hat. Es ist in jedem Fall auffallend, dass Davis sich auch wenig in eine theoretische Reflexion über den Marxismus eingelassen hat. Angesichts dessen, dass er auch im Grunde keine Werkexegese oder auch nur gelegentlich Zitate aus den Werken der marxistischen Klassiker in seine Bücher einstreut, scheint sich wiederum die Bedeutung der sozialistischen Selbstverortung nicht in der Weise zu manifestieren, dass dadurch eine bloße Applikation eines vorgefassten theoretischen Kanons in den Schriften Davis' behaupten lassen kann. Nach Auskunft von KeyWiki, einer amerikanischen Anti-Korruptionsorganisation, war Mike Davis in den sechziger Jahre ein führendes Mitglied der „Students for a Democratic Society“ (SDS), die sich 1969 auflösten und die als Kern der amerikanischen „New Left“ galten. Teile des SDS radikalisierten sich und wurden vom FBI als terroristisch eingestuft. Diese Diskreditierung einer Minderheit der engagierten Studierenden war einerseits durchsichtig und entsprach der Logik des Kalten Krieges und war andererseits auch eine offene Flanke der „Neuen“ Linke, der es dann doch schwer fiel, sich mit dem Stalinismus in einer selbstaufklärerischen Weise auseinanderzusetzen. Mike Davis war Mitglied der Kommunistischen Partei Amerikas, aus der er, so wird anekdotisch berichtet, wegen seiner kritischen Fragen an einen hohen Besucher aus der Sowjetunion in Kalifornien herausgeschmissen worden sein soll. Man kann Davis sicherlich keine wie auch immer geartete Sympathie mit dem Stalinismus unterstellen. Seine Mitgliedschaft in den „Committees of Correspondence for Democracy and Socialism“ ab den neunziger Jahren, die man als eine pluralistische Linke zu verstehen hat, die die PDS in Deutschland als internationale Gäste einlädt, weist Davis eher als einen Vertreter eines „demokratischen Sozialismus“ aus. Seit 2009 beteiligt er sich auch an der Zeitschrift „Against the Current“, die der trotzkistischen Organisation

„Solidarity“ nahe steht und sich selbst als „demokratisch, revolutionär-sozialistisch, feministisch und anti-rassistisch“ tituliert.

Die amerikanische Studentenbewegung jener Jahre ruft heute vielfältige Assoziationen hervor, die allerdings zum Teil durch klischeehafte Übertragungen der deutschen 68er-Bewegungen motiviert erscheinen und erheblich relativiert werden müssen. Wichtig ist sich zunächst die geographische Verteilung der unterschiedlichen Protestbewegungen vor Augen zu halten, die zwar zeitgleich auftraten, aber nicht unbedingt kommunikativ und inhaltlich verbunden waren. Bürgerrechtsbewegung, Feminismus, Gay-Movement, Gewerkschaften, Studentenorganisationen und andere waren zum Teil überhaupt nicht im selben lokalen Kontext aktiv und mussten deshalb teilweise sehr unterschiedliche Strategien entwickeln und auch sehr widersprüchliche Koalitionen eingehen, die es so in Deutschland nicht gegeben hat (vgl. Klimke, 2011). Wir haben uns deshalb die Studentenbewegung jener Zeit vor allem auch als eine urbane vorzustellen, in denen es um einen Protest geht, der sich inhaltlich zunächst mit der Weiterentwicklung der Gesellschaft im Sinne einer vermehrt öffentlich verhandelten Demokratie einsetzt (Stears, 2010) und dabei zwangsläufig auf eine städtische Öffentlichkeit angewiesen ist. Radikal war dieses Engagement in erster Linie in symbolischer Form, da es sich die öffentlichen Räume der Stadt aneignete, um überhaupt erst einmal eine Art der öffentlichen Sphäre zu etablieren. Direkte Aktionen und partizipative Politikformen waren der Konsens dieser dann doch sehr heterogenen Studentenbewegung (Martin, 2004). Mike Davis' Kommentar zur Occupy-Bewegung in „Die Zeit“ speist sich aus dieser Erfahrung und dementsprechend thematisiert er die Frage, ob die Banken nicht tatsächlich besetzt werden müssten, wie der SDS es in seiner Zeit in New York probiert habe.

Davis' Engagement und die „New Left“ lassen sich als ein Phänomen der Straßen der Nordstaaten interpretieren (Gosse, 2005). Zwar hat es durchaus radikalere Formen des Protestes und auch Allianzen mit der Bürgerrechtsbewegung des Südens (s. etwa Sonnie, Tracy und Dunbar-Ortiz, 2011) und anderen sozialen Bewegungen gegeben, aber der Nexus war fragil und oftmals nur abstrakt. Dies lässt sich auch an der deutlichen Unterrepräsentation von bestimmten Themen in den Publikationen der New Left, etwa in dem von Davis mitherausgegebenem „New Left Review“, erkennen, aber auch an den Schriften von Mike Davis selbst. Dies betrifft vor allem die Emanzipation der Homosexuellen, den Feminismus und die Bürgerrechtsbewegung. Dennoch muss man insbesondere Mike Davis als Verdienst anrechnen, dass er die offensichtlichen Klüfte, die sich wohl vor allem auch durch die geographischen wie emotionalen Distanzen in der amerikanischen Gesellschaft zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen eben auch in der „New Left“ widerspiegeln, erkannt haben muss. Mit der Haymarket Series, die er für den

Verso-Verlag zusammen mit Michael Sprinker herausgibt, hat er ein Forum für einen breiten linken Diskurs geschaffen, in dem solche Themen durchaus auch einen Platz bekommen haben. Zusammengefasst kann man wohl sagen, dass es um eine verhältnismäßig undogmatische Linke jenseits der Demokratischen Partei geht: „Reshaping the US Left“ und „Rainbow Socialism“ heißen die Titel zweier Jahrbücher der Haymarket-Reihe, die zugleich paradigmatisch das Anliegen von Mike Davis auf den Punkt bringen. Inhaltlich handeln diese Jahrbücher von unterschiedlichen lokalen Bewegungen, die in unterschiedlicher Weise mehr Demokratie, im Sinne einer Graswurzel-Bewegung, nachstreben.

Intrinsisch und ohne deklamatorischen Abschied vom Begriff des Sozialismus hat Davis thematisch und organisatorisch eine Unabhängigkeit von der traditionellen Linke vollzogen, die ihm erlaubt, sein ureigentliches Motiv der Gesellschaftskritik fortzusetzen. Dennoch bleibt eine schwierige Diskussion zu führen, der Davis selbst aus dem Wege geht. Wenn jemand wie Mike Davis sich offensichtlich mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen und in seinem späteren Jahren sich mit Themen wie Kulturgeschichte und Klimawandel auseinandersetzt, und damit eine enorme intellektuelle Lernfähigkeit beweist, warum gibt es von ihm bis heute kein offenes Wort zum Stalinismus? Die Ereignisse von 1989, der dann folgende Zusammenbruch der zweiten Welt und die Situation im damaligen Ostblock heute werden von Mike Davis nicht aufgegriffen, nicht explizit erwähnt oder intellektuell bearbeitet. Als die Berliner Mauer fiel, interviewte Mike Davis Jugendbanden in Los Angeles und leistete weiter seine wichtige Rolle als Kritiker der amerikanischen Gesellschaft. Aus der europäischen Sichtweise, die durch eine viel größere Nähe zum „real existierendem“ Sozialismus geprägt war, die nicht erlaubt hat, nur einfach den eigenen Zustand der Gesellschaft zu erforschen, befremdet dieses Schweigen nach wie vor. „Hobsbawm ist nicht bereit, sich der Finsternis zu stellen und sie zu benennen“, schrieb Tony Judt (2008, 133) über den berühmten marxistischen Historiker Eric Hobsbawm, der keinen Grund sah, aus der Kommunistischen Partei auszutreten und sich einfach auch um die Auseinandersetzung mit den kommunistischen Dämonen drückte. Sicherlich wäre ein ähnlich hartes Urteil über Mike Davis unangebracht, weil eine solche Nähe zum Stalinismus überhaupt nicht vorhanden ist – geschweige denn eine jahrzehntelange Mitgliedschaft in einer Pro-Moskau-Partei –, aber es scheint doch so zu sein, wie Judt es sieht, dass durch diese fehlende Auseinandersetzung eine Lähmung nachzuvollziehen ist, die aus einem mangelnden Selbstbewusstsein resultiert. Geschichte kann in diesem Zusammenhang dann wiederum nicht mehr als Beitrag zur Selbsterkenntnis werden, sondern als eine romantische Pille, die als Schlafmittel wirkt, damit man den Albtraum des gescheiterten sozialistischen Experiments mit seinem ganzen Horror nicht sehen muss. Dies führt zwangsweise

zu einer Romantisierung der heldhaften Zeiten des Arbeiterkampfes, der Auferstehung von Tom Joad. „Wenn die Linke dieses Selbstbewusstsein wiedererlangen und sich von den Knien erheben will, müssen wir aufhören, uns tröstliche Geschichten über die Vergangenheit zu erzählen“, empfiehlt deshalb Tony Judt (a. a. O., S. 134).

Wessen dient also die historische Rückschau von Mike Davis wirklich? Im Vorwort zu seiner ersten Monografie „*Prisoners of the American Dream*“ (1986) stellt der Autor klar, dass es ihm in erster Linie mit dieser Publikation um eine Intervention in den aktuellen Diskussionen der amerikanischen Linke geht. Deren Situation sieht er durch mehrere Widersprüche gekennzeichnet, die sich vor allem durch das Verhältnis zur Demokratischen Partei ergeben. Er möchte mit seiner Arbeit nachweisen, dass es eine Illusion wäre, mit den „linken Elementen“ innerhalb der Demokratischen Partei zu kollaborieren, um wesentliche Veränderungen in der Gesellschaft anzustreben. Seine Argumentation geht dabei von einer grundlegenden Frage aus, die sich mit dem ureigentlichen Verständnis über die amerikanische Gesellschaft auseinandersetzt, nämlich mit der angeblichen Besonderheit der USA. In der transatlantischen Geschichte der gegenseitigen Abgrenzungen sind wir es gewöhnt, den korporativen oder auch rheinisch-westfälischen Kapitalismus mit der Errungenschaft des Sozialstaates in der amerikanischen Perspektive als in verzeichneter Weise „unfrei“ oder „sozialistisch“ beschrieben zu finden, während die europäische Sichtweise auf Amerika mit dem Unverständnis zu kämpfen hat, dass es in den USA eben keine nennenswerte sozialistische Bewegung gegeben habe. Letzteres hat das Klischee vom Wild-West-Kapitalismus, wo „hire and fire“ als Prinzip herrsche, hervorgebracht und Intellektuelle wie Werner Sombart (vgl. Genett, 1998) sahen die fehlende Verankerung der organisierten Arbeiterschaft in der politischen Kultur Amerikas als wichtigsten Unterschied zwischen den USA und Europa. Das bestehende duale Parteiensystem, so Sombart, repräsentiere nur die Interessen der Besitzenden und sei nur offen für bürgerliche Parteien. Dies sei der Hauptgrund, warum es in den USA keinen Sozialismus gebe.

Mike Davis knüpft in seiner Reflexion zu dieser Frage an den Irrtum der marxistischen Denker an, die alle davon ausgingen, irgendwann werde sich die Situation der Arbeiterklasse in allen kapitalistischen Ländern mehr und mehr angleichen, schließlich würden ja in allen Ländern die gleichen Gesetze der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur herrschen. Als Gene Debs im Jahr 1912 mit einem explizit sozialistischen Anspruch sechs Prozent Wählerstimmen gewann, schienen sich die Prognosen der Angleichung zu bewahrheiten und Debs' Erfolg wurde als Anfang einer organisierten sozialistischen Arbeiterbewegung gesehen. Heute wissen wir, es war der bisherige historische Höhepunkt, der schon kurz danach an den vielen ethnischen und kulturellen Widersprüchen in der Arbeiterschaft an Strahlkraft verlor. Davis verweist auf den grundlegenden Konflikt zwischen den „native“-

Zur Aktualität von Mike Davis

Eckardt, F.

2014, V, 151 S. 3 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-18765-5